

# Franz Hegi

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 17

PDF erstellt am: **10.07.2024**

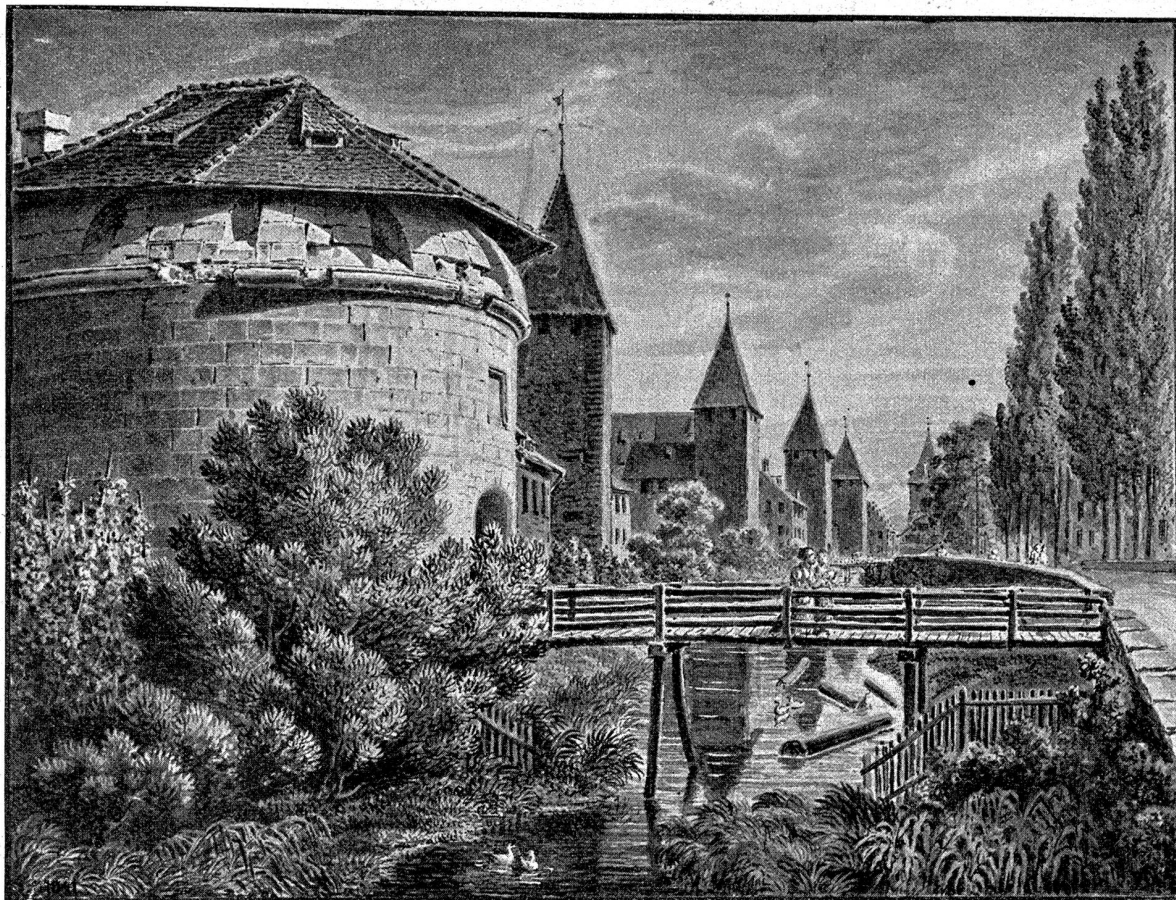
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574526>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Rennwegthor in Zürich. Sepiazeichnung von Franz Hegi.  
Original im Besitze der Kunstgesellschaft Zürich.

## Franz Hegi.

Mit vier Original-Abbildungen.

Der Kunstmaler und Stecher Franz Hegi, von welchem die „Schweiz“ in dieser Nummer einige Bilder bringt, war der Sohn des Kupferstechers Johannes Hegi und der Johanna Eleonore geb. Verbeil, letztere aus einer Hugonottenfamilie in Berlin stammend. Er wurde 1774 in Lausanne geboren, verlebte einige Jahre im schweizerischen Freiburg und kam 1780 mit seinen Eltern nach Zürich, seiner Vaterstadt. Achtjährig nahm ihn das städtische Waisenhaus auf, als seine Eltern Zürich wieder verließen. Hier entwickelte sich sein Hang zum Zeichnen und wurde diese Neigung in ihm von seinen Lehrern gefördert und dem erwachenden Talent die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. 1790 kam er zu dem Kupferstecher und Verleger Mathias Pfenninger, der seinem Zögling viel Aufmerksamkeit schenkte, in die Lehre. Hegi erwies sich dabei als ein lernbegieriger und gut beanlagter Schüler, der bald nicht nur dem Lehrherrn mit Erstellung gelungener Platten seine Mühe vergalt, sondern ihn selbst übertraf. Er erlernte hier die Aquatinta- oder Bister- oder Tuschanier, die sich für Landschaften am besten eignete. Es wurde auch die Landschaft, insbesondere aber das Architekturbild seine Spezialität. Doch hat er auch manches andere gearbeitet, wie ihn der Broterwerb, mit dem er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte, dazu veranlaßte. Seine Neigung wäre eigentlich das Historische gewesen, und es sind auch verschiedene Bilder von ihm aus diesem Fach vorhanden. Im Gebiete der mittelalterlichen Geschichte, Kunst und Kultur hat er sich später reiche Kenntnisse gesammelt.

1796 finden wir Hegi in Basel, wo er für den Verleger und Künstler Peter Birrman arbeitete und namentlich Bilder von Berghem, Both, Claude Lorrain und andern in Aquatinta zu stechen und mit dem Pinsel zu vollenden hatte. 1802 kehrt er wieder nach Zürich zurück und arbeitet nun selbständig für sich. Sein Ruf als geschickter Zeichner wächst, und er erhält Aufträge der verschiedensten Art, freilich nicht immer lohnende. Seine Zeichnungen und Entwürfe für Neujaarsblätter und Taschenbücher, für Titeltypen und Bignetten belaufen sich in viele Hunderte. Seine beste Periode war von 1809 an etwa 15 Jahre lang. Eine Reihe von Werken erschienen in dieser Zeit, für welche Hegi treffliche Platten geliefert hat, so die „Voyage pittoresque en Sicile“, die Taschenbücher „Iris“ und „Die Alpenrosen“. In letzteren radirte er z. B. in M. Usteris Novelle: „Gott bescheert über Nacht“ die vom Schriftsteller selbst gezeichneten Bilder, und es gilt hier eines als Franz Hegis allerbeste Arbeit, nämlich: „Rosine, wie sie den Kiesel der Weggadenhüre schiebt“. Er soll hier auch noch die Zeichnung in vorteilhafter Weise verbessert haben. Die im Künstlergütl in Zürich aufbewahrten Skizzenbücher Hegis enthalten ebenfalls viel Gutes aus dieser Periode.

1821 verheiratet sich Hegi mit seiner „ersten Liebe“, welche aber jetzt als Witwe „eine Stube voll Kinder“ mit sich bringt, wodurch der Haushalt nicht wenig erschwert wird. 1828 stirbt seine Gattin, und es beginnt nun für den Künstler die dunklere Zeit seines Lebens; er muß, um den Unterhalt seiner Familie zu verdienen, manche unbedeutenden Aufträge übernehmen und

hat auch mit den Auftraggebern manchen Konflikt. Mit den Verlusten und dem Kummer mehrt sich auch die Unlust und Gleichgültigkeit. Später folgte das Greisenalter, und erst im Jahr 1858 wurde Franz Hegi von den Mühen und Beschwerden desselben erlöst.

Unser Künstler war, wie dies auch seine Selbstbiographie zeigt, ein Mann von trefflichen Geistes- und Charakteren. Er war etwas verschlossen und in sich gefehrt, doch sein Geistes- und Gemüthsleben nur um so tiefer. Als Künstler ist er nicht gering zu achten. Hätte er nicht nur bei einem ziemlich unbedeutenden Kupferstecher gelernt, sondern sich bei einem tüchtigen Meister ausbilden oder gar eine Kunstakademie

besuchen können, so wäre er auf eine hohe Stufe emporgestiegen; aber auch so hat er Ungewöhnliches geleistet, und viele treffliche Werke sichern seinem Namen die Fortdauer in den Annalen der Kunst. Sein reiches Wissen und tüchtiges Können verdankte er eigenem Nachdenken und eigener Anstrengung; die Grundsätze der Perspektive übte er meisterhaft, und doch hatte er sie aus den Büchern gelernt, dann aber allerdings vielfach praktiziert. Am stärksten war er wohl in der architektonischen Zeichnung. Wie fein und sauber ist nicht in unserem Bilde die Predigerkirche gezeichnet, und wie plastisch hebt sich nicht der schöne Chor von dem Hintergrund ab!

## Spanische Nächte.

Andalusische Novelle von Børge Janßen.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel, Aeschi.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Vielleicht bemerkte man wohl, daß der liebe Freund Antonio in den letzten Jahren immer wortfarger wurde, eine merkwürdige Scheu vor Gensdarmen und Serenos hegte und besonders in jener Zeit bleich und schweigsam wurde, als die Rede davon war, daß Ronda einen neuen Richter bekommen würde; indessen, es war ja eine ehrliche Sache, Gensdarmen und Serenos zu verabscheuen und bleich und wortfarg zu sein, eine ebenso ehrliche Sache, wie das Schließen seiner Fenster zur Abendzeit.

In den Priestern hatte Don Antonio immer seine besten Freunde gefunden.

Niemand kannte genau den Grund davon, vielleicht war es deshalb, weil er, besonders in den letzten Jahren, ein fleißiger Kirchgänger war und nie seine Messe oder das Oracion veräumte, vielleicht weil er an den Festtagen San Pablos, des Leibes Christi und San Antonios dack, sogar besonders dicke Wachskerzen auf die Altäre der Domkirche setzte, vielleicht auch, weil der Tod des armen Hausierers ihnen ganz gelegen gekommen war. Es war lange her, seit die Klust ein Menschenleben gefordert hatte und man hätte glauben können, daß dies gut wäre; aber es war ein gottloser Glaube; denn eine Leiche in der Klust konnte zur Rettung vieler verlorenen Seelen werden!

Die gottlosen Menschen waren nur zu gern geneigt, die alten himmlischen Legenden zu vergessen, es gab sogar solche — o weh — die über dieselben spotteten; aber die Zungen dieser Spötter sollten von dem heiligen Feuer der Kirche gelähmt werden, und deshalb geschah es, daß der gute Gott von Zeit zu Zeit den Ungläubigen ein Zeichen gab, und ein solches Zeichen war die Leiche des Hausierers.

Und die Priester fuhren so lange fort, ihren schönen Glaube zu predigen, daß es Viele, besonders Weiber gab, die mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen dem guten Gott und allen Heiligen dankten, daß sie die Leiche des Hausierers genommen und ihnen ein heiliges Zeichen gegeben hatten.

Schließlich hatte es beinahe den Anschein, als ob der Tod des armen Hausierers eine der frohesten Begebenheiten wäre, die seit langer Zeit in Ronda sich ereignet hatte.

Nur einem einzigen schien sie nicht zu gefallen, und dieser war Don Antonio.

Er hatte viele schlaflose Nächte gehabt, und was half es ihm, daß er sich selber einredete, er sei nur das Werkzeug Gottes gewesen, und daß die himmlische und irdische Gerechtigkeit ihn schuldlos erklärt hätten; er konnte den Schrei nicht überhören, der häufig durch die Stille der Nacht herzerweichend und jammernnd zu ihm heraufgedrungen war.

Und vom Betschemel schlich er sich hin an die Brüstung des Fensters, ließ die Hand an derselben hingleiten, verspürte, daß sie in großer Ausdehnung entzwei gebrochen war; wie von einer Messerschneide getroffen, zog er die Hand zurück; ihm war, als hätte eine kalte Hand die seinige umklammert, und er blieb stehen, am ganzen Körper zitternd, sank auf die Knie und schleppte sich auf dem Boden hin nach dem Betschemel, ergriff den Rosenkranz und betete und betete.

Francisco Muñoz war gestorben, und seine letzten Worte an die weinende Carmen waren gewesen: „Bedenke, daß du eine Muñoz bist, halte unser adeliges Schild unbefleckt, vergiß nie, daß du die Tochter eines echten Hidalgo bist!“

Dann hatten ein paar Nachbarn einen gebrechlichen Sarg zusammengezimmert, ihn auf die Schultern gehoben und nach dem Kirchhofe getragen, wo der echte Hidalgo ein ärmliches Grab in der Ecke erhielt, wo die Armen lagen, und unterdessen hatte Carmen daheim in der Hütte geseffen und geweint und gemammert<sup>1)</sup>, ob schon die Nachbarinnen sie zu trösten versuchten. Aus der Hütte war sie dann gleich hin zu Onkel Antonio gegangen, hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und gesagt, daß sie nun der unglücklichste Mensch auf der Welt sei.

Onkel Antonio hatte für einen Augenblick seine Ruhe vergessen und lange in die großen thränengefüllten Augen geblickt. Zuerst tröstete er sie damit, daß der Vater doch ein schönes Begräbnis erhalten habe, daß er von Freunden getragen worden sei und la manducca<sup>2)</sup> ihn

<sup>1)</sup> In Spanien gehen die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen nicht mit zum Begräbnis.

<sup>2)</sup> Ein Wagen, der bei Nacht die Leichen der ärmsten Leute holt. Die Leichen erhalten keinen Sarg, sondern werden direkt mit Erde bedeckt.